

Im Gespräch

Geschichtslosigkeit ist Unrecht!

Susanne Kinnebrock im Gespräch mit Inge von Bönninghausen

Die Rekonstruktion der Geschichte von Frauen und Frauenbewegungen war in den 1970/80er-Jahren kein ausschließlich ›akademisches‹ Projekt. Vielmehr machten sich damals Historikerinnen, Journalistinnen und Feministinnen aus der autonomen Frauenbewegung parallel – und häufig gemeinsam! – daran, die ›eigene Geschichte‹ (wieder)zuentdecken. Inge von Bönninghausen, die u. a. den Journalistinnenbund mitbegründete und als Vorsitzende des Deutschen Frauenrats fungierte, war zu dieser Zeit Fernsehjournalistin und brachte u. a. mit den WDR-Sendereihen »Frauen-Studien« (1980), »Frauen-Fragen« (1984) und dem Nachfolgemagazin »Frau TV« (seit 1997) frauenpolitische Themen und feministische Perspektiven ins Leitmedium Fernsehen. Im Interview reflektiert sie die Anfänge frauenpolitischer Programme und erläutert am Beispiel der Sendereihe »Unerhört«, warum gerade frauenhistorische Thematiken feministischen Fernsehmacherinnen so wichtig waren.

SK: Inge, du warst seit 1974 festangestellte Fernsehredakteurin beim WDR. Wie kam es damals dazu, dass in dieser Zeit allmählich feministische Themen in das Mainstream-Medium Fernsehen Eingang fanden? Was waren da die Anfänge?

IvB: Ich habe beim WDR ein Fernsehmagazin im Dritten Programm mit dem Titel »Familienrat« verantwortet. Da hatte ich natürlich einen ganzen Kreis freier Autorinnen um mich, die die Beiträge machten. Und wenn frau sich intensiv mit Familie beschäftigt, geht kein Weg daran vorbei, die Frauen besonders in den Blick zu nehmen. Diese besondere Aufmerksamkeit war nicht nur bei mir durch die zweite, die autonome Frauenbewegung geweckt worden. Sie hatte uns persönlich und beruflich geprägt. Vor diesem kurz skizzierten Hintergrund haben sich 1978 eine Reihe freier Filmemacherinnen, freier Journalistinnen und ich zusammengesetzt und haben gesagt: Es gibt zwar im Ersten Programm, in der ARD, ein Nachmittagsprogramm für Frauen, aber das ist im Wesentlichen ein Ratgeberprogramm für Hausfrauen. Nun muss dringend etwas Anderes her.

SK: Und was waren die Ziele, was sollte anders sein?

IvB: Erst mal möchte ich das Familienprogram am Nachmittag überhaupt nicht minderbewerten, das war zeitgemäß in den Sechzigern, aber nicht mehr in den 1980ern. Wir wollten politische, genauer gesagt feministische Themen ins Programm bringen. Das heißt zum Beispiel, sich Geschlechtertypisierungen anschauen, wir wollten genau sehen und beschreiben, welche Rollen Frauen im wahrsten Sinne des Wortes auf dem Arbeitsmarkt spielen und aus welchen strukturellen Gründen sie schlechter bezahlt werden. Und wir wollten über Aktivitäten der Frauenbewegung berichten und zwar nicht nur § 218 Aktionen. Also Themen und Sichtweisen, die in anderen Programmen so nicht vorkamen. Wir haben in dieser losen Gruppe Ideen gesammelt und diskutiert, und dann bin ich losgegangen, um zu sehen, wie ich diese Programmiee durchbringe. Bei meinem unmittelbaren Vorgesetzten funktionierte das erst einmal gut, aber dann kamen die großen Auseinandersetzungen genau mit dem Nachmittagsprogramm. Das Argument war immer »Wir haben doch schon ein Frauenprogramm«, was ich ja nicht bestreiten konnte. Man scheute sich aber, mir zu sagen: »Das, was Sie da vorhaben, ist ein politisches Programm, das wollen wir lieber nicht.« Am Ende konnte man sich einigen auf eine monatliche Sendung im Dritten Programm. Mit dem Titel »Frauenstudien« war ich sehr einverstanden. Er passte zum Dritten Programm, das sich damals ganz generell als Bildungsprogramm verstand. Mir passte das aber auch deshalb sehr gut, weil es eines meiner wichtigen Ziele war, das, was sich in der Frauenforschung tat, zu übersetzen für Fernseh Zuschauerinnen und Fernseh Zuschauer und zwar so, dass sie neue Sichtweisen auf Geschlechterrollen und -verhältnisse mit ihrem Alltag verbinden konnten. Dazu kam noch, dass ich an fast allen Sommeruniversitäten für Frauen in Berlin teilgenommen habe, als Lernende und als berichtende Journalistin. Es war ja auch nicht von ungefähr, dass sich gleich die erste Sommeruniversität um »Frauen und Wissenschaft« drehte. Auch da war die Überlegung leitend: Wieso kommen wir weder als Lehrende, als Forschende noch als Beforschte vor? Diese Fragen lassen sich auf viele Bereiche übertragen. Kurzum, bei der Entwicklung des Formats »Frauenstudien« spielten Dinge herein, die man als Person, aber auch in einem bestimmten Umfeld zu einer bestimmten Zeit aufsaugt.

SK: Du hast gerade gesagt, dass anfangs nicht unbedingt alle von der Idee eines politischen Frauenprogramms erbaut waren, dass du vorpreschen musstest. Wie ist diese Idee aufgenommen worden? Wer hat dich unterstützt? Und warum?

IvB: Es hat zwar zwei Jahre gedauert, bis ich die »Frauenstudien« durchgesetzt hatte, es war aber ein günstiges Umfeld. Als ich mit dieser Idee des

»Frauenprogramms« ankam, sagte mir mein am Ende sehr unterstützender Abteilungsleiter sinngemäß: »Frau von Bönninghausen, Sie sind doch eine kluge Frau, sie sind eine gute Journalistin. Muss das denn jetzt sein, sich so auf Frauen zu konzentrieren?« Und ich hab darauf nur gesagt: »Ja, das muss sein!« Ich denke, zum einen hat vielleicht bei der Durchsetzung geholfen, dass ich selbst so hundert Prozent davon überzeugt war, dass das jetzt sein musste. Und ich wusste ja auch, dass ich meine »freien« Mitarbeiterinnen, meine Gruppe, im Hintergrund hatte. Das hat enorm gestärkt. Und zum anderen bewegte sich auch im Umfeld etwas. So hatten sich in den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten Frauen aus allen Berufen von der Tontechnikerin und Cutterin bis zur Sekretärin und Redakteurin zu autonomen Frauengruppen zusammengeschlossen. Es war also auch im Medienbereich Bewegung. Und es kam dazu, dass im redaktionellen Umfeld viele KollegInnen ähnlichen Alters waren und sich als 68er verstanden. Ich meine das jetzt nicht als politische Etikettierung, aber wir stimmten überein in einem Grundverständnis von kritischem Journalismus. Plus der Tatsache, dass, und das traf für alle dritten Programme zu, die Dritten auch noch viel Raum zum Ausprobieren ließen. Die Dritten wurden ja »nur« regional ausgestrahlt und anfangs auch innerhalb ihrer Sender nicht so wahnsinnig ernst genommen. Da konnte etwas Neues erfunden und ausprobiert werden. Wenn da im Programm etwas schiefging, war das auch nicht so dramatisch.

SK: Du hast gerade gesagt, dass nicht nur das mediale Umfeld günstig war, sondern dass du auch eine Gruppe von überzeugten Mitstreiterinnen hattest. Was für eine Gruppe war das?

IvB: Das waren Frauen, die meisten jünger als ich, deren Studentinnenzeit noch nicht lange zurück lag und die journalistisch arbeiten wollten. Sie machten Fernsehbeiträge für Magazine, einige machten auch schon größere Stücke von 45 oder 30 Minuten. Die Gruppe war eher klein, aber es waren sehr politische, frauenpolitisch engagierte jüngere Filmemacherinnen.

SK: Waren diese Frauen auch in der damaligen Frauenbewegung aktiv?

IvB: Die meisten ja. Ich weiß das natürlich nicht von jeder Einzelnen, zumal es ja Anfang der 1980er in der Frauenbewegung ein sehr breites Spektrum an Aktivitäten gab. Sie hatte sich zunehmend geöffnet und war fast schon auf dem Weg in die Institutionen.

SK: Für mich eindrucksvoll ist, dass damals Themen wie Geschichte durchaus Eingang ins Fernsehen fanden. Ich meine hier konkret diese zwölfteilige dokumentarische Reihe *Unerhört – Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung von 1848 bis heute*, die damals auch als »Geschichtsstunde aus

Sicht der Frauen« angekündigt wurde. Du warst daran beteiligt – wie kam es zu diesem Projekt?

IvB: Das war eine Koproduktion von Norddeutschem, Westdeutschem und Hessischem Rundfunk. Beim Hessischen Rundfunk waren zwei Redakteurinnen beteiligt, Gudrun Güntheroth und Beate Veltrup, beim NDR Barbara Schönfeldt und ich beim WDR. Wir kannten uns hauptsächlich von den »Herbsttreffen der Frauen in den Medien«, die es bis heute einmal jährlich gibt. Das Thema unserer eigenen Geschichte lag wirklich in der Luft. Das hatte viel mit dem zu tun, was sich damals in der Forschung abspielte. Die letzte *Ariadne* hat das für die Handvoll Historikerinnen sehr schön beschrieben. Und den Journalistinnen ging es ähnlich: Man kannte sich, weil die Zahl überschaubar war, weil man hochinteressiert an dem war, was die andere machte. Und es gab Kontakte zwischen Frauenhistorikerinnen und Journalistinnen. Die Kollegin beispielsweise, die für den NDR dabei war, Barbara Schönfeldt, stand im Kontakt mit Karin Hausen.

SK: Die Sozialhistorikerin, die später das Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung an der TU Berlin gründete ...

IvB: Ja. Wir Redakteurinnen hatten uns sowohl untereinander kennen gelernt als auch mit Historikerinnen vernetzt. Dabei spielten die Sommeruniversitäten für Frauen in Berlin eine bedeutende Rolle. Da hatte ich die wichtigen Initiatorinnen, die wichtigen Vortragenden und eben auch die wichtigen Themen kennen gelernt. Rückblickend betrachtet, war das ein sehr personen-bezogenes Wechselspiel.

SK: Du hast gesagt, das Thema Frauengeschichte lag in der Luft. Du hast ja gerade beschrieben, dass sich ein Netzwerk aus Wissenschaftlerinnen und Journalistinnen entwickelte, aber warum genau um das Thema Geschichte herum?

IvB: Ich versuche einmal, das zwar sehr verkürzt, aber aus der damaligen Perspektive auf den Punkt zu bringen. Es fing an mit ganz vereinzelt veröffentlichten, also beispielsweise beim Ala Verlag in Zürich, in dem diese ersten kleinen Büchlein mit Schriften von Hedwig Dohm erschienen. Das muss Ende der 1970er Jahre gewesen sein. Die hab' ich im Frauenbuchladen entdeckt und gedacht: »Meine Güte, was zerbreche ich mir den Kopf, warum strenge ich mich an. Hätte ich gewusst, dass es Hedwig Dohm gab, hätte ich ihre brillanten Analysen der Patriarchen gelesen, da hätte ich mir vieles ersparen können, denn die wusste es ja schon.« Hedwig Dohm war wirklich eine Große und ich entwickelte eine intensive Neugierde auf die Feministinnen vor uns. Freilich, es gab hier und da eine

Helene-Lange-Schule und auch Gertrud Bäumer war bekannt. Aber das war es dann auch schon. Natürlich spielte da dieses Loch, das durch die nationalsozialistische Zeit und den zweiten Weltkrieg entstanden war, eine Rolle, aber es war auch noch etwas anderes. Wir haben begriffen und auch darüber gesprochen, dass eine Erklärung für diese Geschichtslosigkeit die zugeschriebene Weiblichkeit war. Ich meine diese spätestens seit Rousseau kursierende Vorstellungen »Frau gleich Natur, Mann gleich Kultur«. Und Natur ist, und so auch Frau, ein ewiger Kreislauf. Kultur ist hingegen etwas, das gestaltet wird, das aus diesem Kreislauf ausbricht. Und das wurde mit Männlichkeit verbunden. Keine Geschichte zu haben hieß auch, bedeutungslos zu sein, hieß, verkürzt gesagt, auf Reproduktion festgelegt und nicht weltgestaltend zu sein. Ich glaube, dass es für viele ein wichtiger Antrieb war, sagen zu können: »Wir haben eine Geschichte!«

SK: Mit der Festlegung auf Natur ging also auch eine Festlegung auf permanente Vergänglichkeit einher? Und mit der Festlegung auf Kultur eben etwas Beständiges und v. a. Tradierbares? Unter den Umständen erscheint es mir sehr nachvollziehbar, dass das Aufspüren der eigenen Geschichte eine große Rolle gespielt hat. Allerdings gibt es ja immer viele verschiedene Geschichten. Was für eine Geschichte wolltet ihr erzählen?

IvB: Wir wollten bewusst die Geschichte derer, die etwas bewegt haben, erzählen, also die Geschichte der Frauenbewegung. Und aus heutiger Perspektive ist es natürlich sehr interessant, wer darin nicht vorkam. Für die damaligen Redakteurinnen und auch für die Autorinnen war ohne lange Diskussion völlig klar, dass zum Beispiel die konfessionellen Frauenverbände in dieser Sendereihe *Unerhört* nichts zu suchen hätten. Sie hatten für uns nichts mit Frauenbewegung zu tun. Frauenbewegung, das waren für die Redakteurinnen und Autorinnen diejenigen Frauen, die möglichst unabhängig, möglichst gegen den Strich, möglichst unkonventionell zu ihrer Zeit etwas bewegt hatten.

SK: Und deshalb lag es dann nahe, sich auf die Radikalen der »alten« Frauenbewegung zu konzentrieren?

IvB: Ja, wir haben selbstverständlich die sogenannte bürgerliche Frauenbewegung, angefangen mit Luise Otto und Auguste Schmid über den BDF, die Vaterländischen Vereine während des 1. Weltkriegs bis zur Zeit des Wiederaufbaus nach 1945 behandelt, aber die Radikalen waren die interessantesten, ganz klar. Wir haben später, für das 20. Jahrhundert, den frühen Kampf gegen den § 218 breit erzählt. Also im Wesentlichen war es unser Interesse als Feministinnen an unseren »Großmüttern«.

SK: Wenn du auf die Produktion von *Unerhört* zurückblickst, was war das Besondere daran?

IvB: Verschiedene Aspekte. Ich fange mal mit dem Organisatorischen an: Die dritten Programme wurden damals nur regional ausgestrahlt, es gab noch keine Übertragung über Kabel oder Satellit. Da damals regional produziert und gesendet wurde, war es ungewöhnlich, aber auch wichtig, dass drei Sender zusammenarbeiteten. Und wir haben es auch hinbekommen, dass die Sendungen fast zeitgleich ausgestrahlt wurden. Dieses organisatorische Zusammenbinden von drei Sendern bedeutete aber nicht nur drei Redaktionen, sondern drei Abteilungsleiter, drei Hauptabteilungsleiter, im Zweifel dann auch noch drei Fernsehdirektoren, die alle ein Wörtchen mitzureden hatten.

Besonders war auch, dass die Produktion ein für damalige Verhältnisse unglaublich teureres Unternehmen war. Ich glaube, der Etat lag bei etwas über eine Million Mark, das war schon heftig. Drei Sender, drei Hierarchien, drei Redaktionen und Produktionsabteilungen: das bedeutete permanentes Abstimmen und viele Möglichkeiten für Sand im Getriebe. Damit muss man zurechtkommen, wenn man sich ein so ambitioniertes Projekt vornimmt. Und da waren die für uns Redakteurinnen wichtigsten Partnerinnen, nämlich die Filmemacherinnen. Wenn immer wieder diese und jene Entscheidung fehlte, sagten sie – also Ulla Stöckl, Claudia von Alemann, Christina von Braun, Margit Eschenbach, Ann Schäfer, Ingrid Oppermann und Sabine Zurmühl – zu Recht: »Das ist viel Arbeit, wenn ich zwei Mal 45 Minuten mache. Da könnt ihr nicht irgendwie im Mai entscheiden, dass es im August losgehen soll.«

SK: Also wir waren jetzt sehr viel bei der Organisation, aber die Produktion war ja auch mit Blick auf die Inhalte ein ganz besonderes Unterfangen.

IvB: Ja, und die Inhalte sind letzten Endes viel wichtiger. Zum einen mussten wir teilweise Forschung *und* Umsetzung machen. Es gab das gelbe Reclam-Heftchen von Renate Möhrmann zu Frauen im Vormärz. Aber es gab keine umfassende Literatur für das weitere 19. und 20. Jahrhundert. Zum Teil haben wir und die Autorinnen selbst erst einmal recherchiert, dann ausgewählt, was für eine bestimmte Zeitperiode wichtig war. Bei alle dem kam die allergrößte Unterstützung von Ute Gerhard und Ulla Wischermann.

Und dann kam das Umsetzungsproblem, denn wir haben ja nicht Hörfunk gemacht, wir haben auch nicht geschrieben, wir haben Fernsehen gemacht. Das heißt, wir brauchten Bilder. Aber Bilder waren, je weiter

es zurückging, so selten, dass wir über Inszenierung nachdenken mussten. Damals stellten wir uns die Frage, wie man was nachstellen kann. Heute hingegen ist das Reenactment bei Geschichtsthemen im Fernsehen gängig. Reenactment ist heute etwas, das in der Ausbildung unterrichtet wird, zumindest an Filmhochschulen. Wir hatten zwar nur bescheidene Mittel, um ein Geschichte wirklich zu inszenieren. Also haben wir experimentiert mit Formen der Darstellung und Inszenierung. Bei allen zwölf Filmen lagen Buch und Regie in einer Hand. Auch das war sehr besonders.

SK: Wie muss man sich denn so eine Folge von *Unerhört* vorstellen, kannst du eine typische Sendung beschreiben?

IvB: Eine typische Sendung innerhalb der Sendereihe *Unerhört* gibt es nicht. Die beiden ersten Folgen, die die Mitte des 19. Jahrhunderts behandelten, hat Claudia von Alemann inszeniert, aber auf eine sehr ungewöhnliche Art. Sie hat drei Protagonistinnen genommen und Texte aus der damaligen Zeit. Die Schauspielerinnen trugen Kleider ihrer Zeit, aber es gab keine eigentlichen Dialoge, die sie »lebendig« gemacht hätten, sie agierten auch ganz wenig, sondern sie lasen aus ihren Texten vor. Es gab eine sparsam angedeutete Kulisse, ein paar Möbelstücke, und diese drei Frauen bewegten sich durch den Raum und lasen Texte, so als ob sie den beiden anderen jeweils ihre Gedanken vortrügen. Es war Claudia von Alemanns Anliegen, deutlich zu machen, dass alles nachgestellt ist und wir uns nicht emotional in das vorige Jahrhundert begeben sollten. Und es wurde auch deutlich, dass das wenige, was überliefert ist, eben schriftlich – als Text – fixiert gewesen ist. Also das war, wie ich heute finde, ein sehr interessanter Zugang. Damals war ich allerdings eher erschrocken, weil diese Form der Darstellung das damalige Fernsehpublikum ziemlich überfordert hat.

SK: Inwiefern?

IvB: Die Resonanz war nicht gut. Zum Glück wurde den Einschaltquoten noch nicht so viel Bedeutung beigemessen wie heute. Aber ich glaube, es ist allen vier Redakteurinnen so gegangen, dass wir die Luft etwas angehalten und gesagt haben: »Oh, das ist jetzt aber ein schwieriger Einstieg für die Reihe« Es war eine Form, die sehr ungewöhnlich war und der viele Zuschauerinnen nicht folgen mochten.

SK: Wie waren denn weitere Folgen gestaltet?

IvB: Christina von Braun hat einen anderen Weg gewählt, sie hat sehr stark Hedwig Dohm in den Mittelpunkt gestellt und deren Schriften. Sie hat dann z.B. unglaublich witzige und scharfe Wortwechsel Dohms mit

dem Medizinwissenschaftler Theodor von Bischoff, der aus der weiblichen Physiologie ableitete, dass Frauen nicht studieren können, wie Theater inszeniert. Dazwischen hat sie, soweit es ging, Bildzeugnisse der Zeit genommen. Das waren im Wesentlichen die Elemente: kleine Szenen, die Kommentare mit Zeichnungen und Bildern aus der Zeit. Und die sogenannte »Rote-Faden-Figur«, auf die wir noch kommen werden.

Ula Stöckl, die in zwei Folgen die Zeit 1918 bis 1933 bearbeitete, für die aber die Quellenlage auch noch sehr bescheiden war, integrierte eine Figur in ihren Film, die im Archiv nach Materialien sucht. Ula Stöckl hat also die Quellensuche selbst thematisiert.

Und Sabine Zurmühl, die die letzte Folge mit dem wunderbaren Titel »Außer Männer haben wir nichts zu verlieren« gestaltet hat, hatte dann schon filmisches Material aus den Zeiten der neuen Frauenbewegung.

SK: Das war sicher ein Vorteil. Das heißt, ihr seid letztlich chronologisch vorgegangen mit thematisch fokussierten Episoden zur Geschichte der Frauenbewegung von 1848 bis zum damaligen Zeitpunkt. Du erwähnst eine Folge, die Hedwig Dohm ins Zentrum stellte. Was waren weitere bemerkenswerte Aktivistinnen, die ihr behandelt habt?

IvB: Das waren natürlich auch die Sozialistinnen, Rosa Luxemburg und Clara Zetkin, und dann die Radikalen, Anita Augspurg und Lida Gustava Heymann. Und es wurden Themen der Zeit aufgegriffen, die nicht unbedingt mit einzelnen Namen verbunden sind. Beispielsweise im 1. Weltkrieg die Kontroverse, ob Frauen die »Heimatfront« sichern und Soldaten im Lazarett pflegen sollten, die dann doch wieder an die Front geschickt würden. Den Kampf gegen den § 218 habe ich schon erwähnt. Das Frauenbild der Nationalsozialisten haben wir nicht übersprungen.

SK: Gab es denn auch Schwierigkeiten bei der Umsetzung des Projektes *Unerhört*?

IvB: Es gab diesen schwierigen Punkt, der damit zusammenhängt, dass es eigentlich nicht die »typische« *Unerhört*-Folge gab. Wir wollten ja, dass die eigene Handschrift der Filmemacherinnen in den Folgen erkennbar bleibt. Das war ein wichtiges Element damaligen Denkens: »Wir verfügen über Individualität, wir haben unsere eigenen Bildvorstellungen, unsere eigenen Erzählformen!« Und an irgendeiner Stelle wurde den Redakteurinnen klar, dass dies zwar wunderbar war, aber wir hier möglicherweise ins offene Messer laufen würden. Denn wenn das zwölf einzelne 45-Minuten-Filme sind, dann könnte ja einer der Sender sagen: »Oh prima, wir strahlen die beiden Folgen aus, die wir gemacht haben, und außerdem noch die

Folge 5 und die Folge 7, aber dann ist auch gut!« Der andere Sender könnte sagen: »Wir nehmen lieber drei andere Folgen.« Und an der Stelle war klar, dass wir für diese zwölf Geschichten eine Klammer finden mussten. Und dann haben wir Redakteurinnen, nach vielen Diskussionen und einigen Konflikten, durchgesetzt, dass in allen Folgen eine sogenannte »Rote-Faden-Figur« vorkommen musste. Eine Figur, die von einer Schauspielerin gespielt wurde und die eine Art Klammer um die zwölf Folgen bildete. Aber es gab da auch wieder Freiräume, wie die Rote-Faden-Figur in den Film zu integrieren sei. Sie konnte entweder ins Geschehen eingebunden werden, das war in dem bereits erwähnten Film von Ula Stöckl der Fall. Die Rote-Faden-Figur sollte die Verbindung zwischen den Folgen dadurch herstellen, dass sie immer von derselben Schauspielerin, Lore Stefanek, gespielt wurde und dann aus heutiger, sprich aus Sicht der 1980er Jahre, das Geschehen kommentieren oder weiterdenken konnte. Christina von Braun hat diese Herangehensweise noch erweitert, indem sie der Rote-Faden-Figur noch eine Freundin zur Seite gestellt hat, mit der sie diskutiert. So wurde Geschichte gleichzeitig erzählt und reflektiert – und dies umso stärker, je mehr das zeitlich voranrückte.

SK: Und wahrscheinlich war das auch ein ziemlicher Balanceakt, die Subjektivität der Filmemacherinnen zuzulassen und dennoch eine Sendereihe aus einem Guss zu machen.

IvB: Ja, diese sogenannten Rote-Faden-Figur war zwar umstritten, aber ich glaube, alle waren sich am Schluss darüber einig, dass sie das probieren mussten, weil zum einen damit kein Sender eine Folge rausbrechen konnte und zum anderen es uns half, unsere Grundidee – zeigen, was sich entwickelt hat – umzusetzen. Wenn ich jetzt wieder von heute gerade auf diese Figur blicke, dann haben wir mit diesem Erzählen und gleichzeitig Reflektieren etwas für das Fernsehen Außergewöhnliches geschaffen.

SK: Ihr habt euch teilweise auf die Suche nach Originalquellen begeben und sie zugänglich gemacht – das wirkt wie klassisch historisch-wissenschaftliche Arbeit. Wie würdest du das denn heute einstufen? Was war das für ein Projekt? War das Feminismus, war das Wissenschaft oder war das Fernsehen?

IvB: Also, »oder« geht gar nicht. Es war Feminismus, Wissenschaft *und* Fernsehen. An erster Stelle stand der Wunsch, dieses Medium Fernsehen zu nutzen, um zu sagen: »Frauen haben eine Geschichte. Wir erzählen euch aus dieser Geschichte. Wir tun das als Feministinnen – aber das stimmt auch nicht so ganz. Wir tun das, weil wir euch zeigen wollen, dass

es eine andere Sicht auf Frauen und ihre Geschichte gibt, dass es überhaupt eine Frauengeschichte gibt, auch wenn sie in keinem Geschichtsbuch der Schule vorkommt.« Und dieses Bewusstsein wollten wir auf diesem Weg zu den Zuschauerinnen und Zuschauern tragen. Wir wollten einem breiten Publikum, das man damals am besten über das Fernsehen erreichte, erzählen: »Frauen haben eine Geschichte. Und es gibt in der Geschichte viele wichtige und bedeutende Frauen, die ihr bisher gar nicht kennen lernen konntet, weil die in keinem Schulbuch vorkommen, weil höchstens einmal eine Schule nach Helene Lange benannt ist.« Wir wollten erst einmal diese Geschichte erzählen und damit natürlich den feministischen Gedanken transportieren. Geschichtslosigkeit ist Unrecht. Und deshalb auch die Doppeldeutigkeit des Titels: *Unerhört*. Das war eine Geschichte, von der hatten wir noch nicht gehört. Und es ist eine unerhörte Geschichte. Oder auch: Es ist unerhört, dass wir davon noch nie gehört haben!

SK: Und wenn du jetzt nochmal zurückblickst. Würdest du sagen, dass dieses Anliegen, was du gerade formuliert hast, tatsächlich umgesetzt wurde mit der Sendereihe?

IvB: Ja, das würde ich uneingeschränkt sagen. Da gibt es Schwächen, gar keine Frage, aber dieses Anliegen, das finde ich bis heute, haben wir umgesetzt. Ob wir das Ziel bei den Zuschauerinnen erreicht haben, steht auf einem anderen Blatt und ist auch kaum verifizierbar.

SK: Welche Rolle spielte die Geschichte von Frauen und der Frauenbewegung weiterhin in deinem Arbeitsumfeld?

IvB: Diese Frage nach der Geschichte von Frauen hatte sich, zumindest für die Frauen-Fragen-Redaktion, mit *Unerhört* nicht erledigt. Wir hatten ja schon in den »Frauenstudien« Hexen und Hebammen thematisiert und auch von den Beginnen erzählt. Immer wieder wurden entweder einzelne geschichtliche Themen erarbeitet oder aber ganz häufig bei anderen Themen – bei kulturellen Themen, bei Themen über Kunst, über Arbeit, über Medizin – historische Aspekte aufgegriffen, weil das einfach dazu gehört. Und auch bestimmte Argumentationsstränge sind nicht geschichtsunabhängig. Nimm nur als Beispiel den feministischen Klassiker »Das Private ist politisch« und verfolge aus dieser Sicht das Thema Gentechnik in den letzten 20 Jahren, dann kommst du zu ganz anderen Ein-Sichten als wenn du es ahistorisch angehst. Und da sind wir wieder bei dem Punkt: Frauen haben eine Geschichte.